

五

Stine kommt Mitte der 80er Jahre in einer Kleinstadt an der ostdeutschen Ostsee zur Welt. Sie ist ein Kind der Wende. Um den Systemwechsel in der DDR zu begreifen, ist sie zu jung, doch die vielschichtigen ideologischen Prägungen ihrer Familie schreiben sich in der heranwachsenden Generation fort. Während ihre Verwandten die untergegangene Welt hinter einem undurchdringlichen Schweigen verstecken, brechen bei Stine Fragen auf, die sich nicht länger verdrängen lassen.

Anne Rabe hat ein ebenso hellsichtiges wie aufwühlendes Buch von literarischer Wucht geschrieben. Sie geht den Verwundungen einer Generation nach, die zwischen Diktatur und Demokratie aufgewachsen ist, und fragt nach den Ursprüngen von Rassismus und Gewalt.

»Ein Buch, das eindrücklich vermittelt, was für tiefe Linien des Schmerzes sich durch ostdeutsche Biografien ziehen. Danke für diese mutige Arbeit!«
Hendrik Bolz

ANNE RABE, geboren 1986, ist mehrfach ausgezeichnete Dramatikerin, Drehbuchautorin und Essayistin. Als Drehbuchautorin war sie Teil der Kultserie *Warten auf'n Bus*. Seit mehreren Jahren tritt sie zudem als Essayistin und Vortragende zur Vergangenheitsbewältigung in Ostdeutschland in Erscheinung. Anne Rabe lebt in Berlin. *Die Möglichkeit von Glück* ist ihr Prosadebüt und stand auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises 2023.

Anne Rabe

**Die
Möglichkeit
von
Glück**

ROMAN

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle

Einbandillustration: Jonas Mosbacher

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7522-9

Für Robert

I

*Am Ende, wenn die Welt vergeht
Und kein Gedicht weiß, wer wir waren,
Wenn kein Atom mehr von uns steht
Seit zwölf Milliarden Jahren,*

*Wenn schweigend still das All zerstiebt
Und mit ihm auch die letzten Fragen,
Wird es die Welt, die's nicht mehr gibt,
Niemals gegeben haben.*

Wolfgang Herrndorf

1

Du versuchst dich zu erinnern.

Da ist das Meer. Die Ostsee mit ihrem trüben, unruhigen Wasser, das rhythmisch an Land fährt, niemals lautlos. Der Hafen und die alten Speicher. Die Kräne der Werft und die Fischerboote. Da ist die Wasserkunst auf dem Marktplatz, unter dem ein Trommler hausen soll, der nächtens in ewiger Verdammnis seine Schläge tun muss. Der Kirchturm ohne Schiff, der alle Stunde läutet. Die schaurige Ruine hinter dem Bauzaun, die auch einmal eine Kirche war, und da sind die engen Gassen mit ihrem Kopfsteinpflaster.

An dieser Ecke war der Obstmarkt. Dort legte die Tante ein paar Bananen auf die Waage und Apfelsinen. Gegenüber der Imbiss, in dem ihr neuer Freund arbeitete und Mutter und dir Pommes mit Ketchup machte.

Der Weg zu den Großeltern führt den Russenberg hinauf, vorbei an der alten Kaserne.

Früher hätten die Russinnen ihre Pelzmäntel in der Stadt ausgeführt, erzählt man dir. Aber das war zu der Zeit, als diese Straße noch Rosa-Luxemburg-Straße hieß und auf die Karl-Liebknecht-Straße führte, was die Eltern immer sagen, wenn sie dich etwas holen schicken bei Freunden.

Da ist die erste Wohnung ohne Toilette und Badezimmer, da die zweite – drei Zimmer, Küche, Bad und ein separates WC. Gegenüber der Spielplatz, auf dem die Nazis saßen. Gleich um die Ecke die Wohnung von Tante Sabine und deiner Cousine Katja. Die Zimmer voller Aschenbecher und mit dem Barbie-mobil und den Videokassetten vom Polenmarkt, die Katjas neue Väter ihr mitbrachten. Wie du den Duft von kalten Zigaretten liebtest, wenn die Tante dir einen abgetragenen Pullover von Katja schenkte.

In den Sandkästen vor dem Kindergarten stecken Besenstiele. Sie sind mit bunten Bändern aus Krepppapier umwickelt. Flieder hängt an ihnen und Luftballons! Es ist Juni, Kindertag, und es regnet. Aus dem flachen Gebäude hörst du dich und die anderen singen: Liebe, liebe Sonne ...

Da ist das Haus, das Vater gebaut hat. Das winzige Zimmer ohne Schlüssel, das deins war.

Das Bett, in dessen Dunkel du versunken bist.

Da ist die Mutter.

Da der Vater.

Da ist Tim. Dein Bruder.

2

Wenn ich mich an Tim erinnere, spüre ich ihn hinter mir auf dem Schlitten sitzen. Damals in Tschechien, im Riesengebirge. Er klammert sich an mich, und wir fahren im Affenzahn einen Berg hinunter. Er vertraut mir, vertraut darauf, dass ich die Kurve noch kriege vor dem Abhang. Ich brülle: »Lenken, Timmi, du musst den Fuß raushalten!« Aber Tim, der jünger ist als ich, vielleicht sechs oder sieben, weiß nicht, was ich meine, und so greife ich mit meinem rechten Arm hinter mich und rufe: »Spring!« Der Schlitten saust ohne uns den Abhang hinunter.

3

An meine Geburt kann ich mich natürlich nicht erinnern. Ich weiß bloß, was man mir erzählt hat.

Drei Wochen früher als errechnet, kam ich auf die Welt. Mutter hatte Vater, der damals in einer anderen Stadt studierte, gerade noch zum Bahnhof begleitet, da platzte ihre Fruchtblase. Sie war nach Hause gelaufen, und ein Nachbar hatte sie ins Krankenhaus gebracht. Später einmal, als ich Mutter erzählte, wieviel Angst ich vor der Geburt meiner Tochter hätte, sagte sie bloß: »Man muss bei einer Geburt nicht schreien.«

Ich stelle mir vor, wie sie zwischen anderen Kreißenden in einem großen Saal vor allem darum bemüht war, die Fassung zu wahren. Wie herrische Hebammen ihr befahlen, sich zusammenzureißen. *Was reinkommt, kommt auch wieder raus!* Das sei doch kein Hexenwerk, das hätten Millionen von Frauen vor ihr auch überstanden.

Ich selbst werde zwei Jahrzehnte nach meiner eigenen Geburt in den Wehen liegen und an Mutters Worte denken. »Man muss bei einer Geburt nicht schreien.« Ich werde mich lange daran halten und hoffen, niemandem zur Last zu fallen. Aber schließlich werde ich mich dem Schmerz

doch hingeben und ihn hinausbrüllen, um Klara endlich das erste Mal im Arm zu halten.

Daran wirst du dich immer erinnern.

Dieser kristallklare Moment nicht endenden Glücks, als Klara mich aus ihren großen Augen ganz ruhig ansieht und ich mich sagen höre: »Ich bin deine Mama, ich hab dich lieb.« In der ersten Nacht im Krankenhaus habe ich sie zu mir ins Bett genommen, und wäre ich nicht so erschöpft gewesen, hätte ich sie wohl die ganze Nacht hindurch angesehen.

Klara war so klein und zart, manchmal hattest du Angst, sie mit deinem bloßen Blick zu verletzen.

Meine ersten Tage habe ich im Säuglingszimmer zwischen anderen Schreihälsen verbracht. Zu festen Zeiten hat man uns unseren Müttern zum Stillen übergeben und dann gleich wieder in die kleinen Bettchen gelegt. Die Mütter mussten derweil über die Flure der Klinik watscheln, um schnell wieder auf die Beine zu kommen.

Nachdem Vater von meiner Geburt erfahren hatte, hat er sich in den Zug gesetzt und versucht, irgendwo einen Blumenstrauß für Mutter zu besorgen. Das war zu dieser Jahreszeit in diesem Land nicht einfach gewesen, würde er später betonen. Im Krankenhaus hat man mich vor seinen Augen aus dem Bettchen gehoben und an die Scheibe gehalten. Da war ich also. Jüngstes Glied einer langen Kette unglücklicher Umstände, die meine Familie sein würden.

Es gab einen Moment, da lag Klara vor mir auf dem Wickeltisch. Sie hat mich angelacht und die Freude über ihr schieres Dasein fuhr ihr durch alle Gliedmaßen. Sie strampelte vor Glück und ruderte mit den Armen. Ihr Lachen, ihr Vertrauen in mich ... ich erinnere mich noch, dass ich ihre Füße vorsichtig massiert habe ... keinen Moment lang hat sie daran gezweifelt, dass ich die Richtige für sie bin, dass ich ihre Mutter bin. Und dann habe ich ihr gesagt: »Ich bin so froh, dass es dich gibt, Klara, ich passe immer auf dich auf.« Da habe ich mir vorgenommen, ihr jeden Tag, egal was kommt, zumindest einmal zu sagen, dass ich sie liebe.

Aber manchmal, wenn ich sie auf dem Arm hielt, habe ich mir vorgestellt, sie einfach fallen zu lassen. Ich dachte, dann ist sie wieder weg. Dann ist alles vorbei.

Woher kam das? Woher der Wunsch, das ganze Glück zu zerstören?

Ich habe sie aufs Bett gelegt. In Sicherheit. Und mich danebengelegt, um ihr zuzuschauen.

Du stellst dir vor, dass du selbst einmal auf einem Wickeltisch gelegen hast. Oder vermutlich auf einem Bett. Oder einem Küchentisch. Und dass du Mutter angelacht hast und auf ihr Lachen gehofft. Aber du warst nicht Klara. Etwas muss anders gewesen sein zwischen Mutter und dir.

Als Klara fünf war und ihr kleiner Bruder Kurt gerade drei, waren die Eltern zu Besuch. Wir wollten Kurtis Geburtstag feiern.

Damit ich nicht allein mit den Eltern sein musste, hatte ich Freunde eingeladen. Auch Victoria, die ich schon seit der Schule kannte und die selbst gerade erst Mutter geworden war. Ich dachte, es wäre gut, wenn Mutter ein Baby auf dem Arm halten könnte. Dann wäre sie beschäftigt. Und tatsächlich landete Vickys Baby gleich bei ihr, und es sprudelte nur so aus ihr heraus. *Ich* sei ja ein ganz einfaches Kind gewesen. *Mich* hätte man schon nach wenigen Wochen abends einfach bloß ins Bett legen brauchen. Dort sei ich dann eingeschlafen. Ganz von allein.

Oder ganz allein.

Das Wichtigste für einen ordentlichen Schlafrhythmus sei es, die Stillzeiten einzuhalten, betonte Mutter. Nach vier Wochen hätte ich schon durchgeschlafen.

Sie gackerte unbeholfen herum und ließ sich von Vicky noch ein Glas Cremant eingießen. »Dass ich das noch erlebe, Alkohol in diesem Haus. Gut, dass du da bist, Vicky.«

Ich habe nichts gesagt. Ich kannte die Geschichte schon.

Sie würde nun erzählen, dass man die Kinder in der DDR regelmäßig zum Wiegen bringen musste. Dabei habe man festgestellt, dass ich zu leicht war. In meinen ersten Wochen hätte ich nicht genug Gewicht gemacht. Was Mutter aber nicht von ihrem Fütterregime abgehalten habe. Stattdessen habe sie es irgendwie geschafft, mir kurz vor dem nächsten Wiegen etwas einzuflößen. Und so sei sie durch die nächste Kontrolle gekommen.

»Und wie man sieht, es hat Stine nicht geschadet.«

Über Mutters Gesicht zog sich ein triumphales Lächeln,

als sie die Geschichte zu ihrem Höhepunkt brachte, an dem alles nun so klang, als hätte sie Widerstand gegen die Staatsgewalt geleistet.

4

Die Erinnerungen an das Land, das meine Geburt beurkundet hat, sind blass. Die DDR lag 1986 in ihren letzten Zügen, aber davon wusste ich nichts in meinem Kinderbett. Und auch sonst hat wohl Mitte der 80er Jahre noch niemand geglaubt, dass es die Mauer bald nicht mehr geben, dass drei Jahre später eine friedliche Revolution das Land von Diktatur und Stasi befreien würde. Ich war vier, als es endlich hieß »Deutschland einig Vaterland«.

Ich weiß noch, einmal, da hing die Stadt voller Fahnen. Es muss um den siebten Oktober gewesen sein, dem Tag der Republik. Ich lief an der Hand von Mutter durch die Stadt, am Marktplatz vorbei, wo auch das Rathaus mit den Fahnen geschmückt war, in deren Mitte Hammer und Zirkel im Ährenkranz prangten.

»Leben wir in Deutschland?«, fragte ich Mutter und sie sah mich streng an und korrigierte, »nein, wir leben in der DDR.«

So als hätte ich etwas furchtbar Dämliches, Verkehrtes, etwas der Kategorie »Ich-geb-dir-gleich-ne-Kopfnuss«-Falsches gefragt, aber später, wenn von der DDR die Rede war,

dachte ich oft an diesen letzten Tag der Republik, an dem ich ahnungslos die falsche Frage stellte.

Die Zeit, in die ich geboren wurde, ist das, was man heute eine historische Zäsur nennt. Alljährlich im Herbst laufen über die Bildschirme die glücklichen Bilder des Mauerfalls. Die Menschen, die sich in die Arme fallen und kaum fassen können, dass das, was da gerade passiert, wirklich geschieht. Auf ihren Gesichtern Erleichterung und die Möglichkeit von Glück.

Ich denke jedes Mal, jetzt ist der Krieg vorbei.

In diesem einen Moment sah es so aus, als könnte das, was jahrzehntelang Wunden in die deutschen Seelen und Körper geschlagen hatte, endlich heilen. Ich habe mir die Bilder so oft angesehen, dass ich manchmal glaube, ich würde diese Leute kennen. Ihre Tränen, ihr Lachen, die schiere Erschöpfung auch. Man kann sie ihnen ansehen, obwohl die Freude alles überstrahlen will. Die Sätze, die sie sagen, kann ich mitsprechen.

Jeder weiß, wo er am Tag des Mauerfalls war und wird sich vermutlich immer daran erinnern.

Ich lag in meinem Kinderbett und habe das ganze Spektakel verschlafen.

Mutter saß allein vor dem Fernseher. Oder war sie auch schon im Bett? Hat sie auch geschlafen? Von Vater weiß ich, dass er am nächsten Tag als Letzter die Baustelle bei Berlin, auf der er neben dem Studium arbeitete, verlassen hat, um wie seine Kollegen mal rüber zu machen, mal zu gucken, was da los ist.

»Man wusste ja auch nicht, ob die vielleicht wieder zu-

machen, und ich war ja auf Arbeit«, erklärte er später seine Zögerlichkeit.

Dass alles ein gutes Ende nehmen, die Grenze tatsächlich offen bleiben würde, das wusste damals noch nicht einmal Egon Krenz.

Wenn Hans-Dietrich Genschers Worte von der Prager Botschaft erklingen, »Wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise ...«, und der Jubelschrei, der seinen Satz beendet, kommen mir wie auf Knopfdruck die Tränen.

Und wenn ich in irgendeiner Sache gefragt werde, wann sie stattfinden würde, rutscht auch mir manchmal ein »Das tritt nach meiner Erkenntnis, ist das sofort ..., unverzüglich« heraus.

Die Geschichte ist mir so nah, ich komme nicht von ihr los. Ich suche nach Bildern aus der Zeit, versuche zu verstehen, wie das war. Warum fasst es mich so an?

Bilder zum Beispiel aus der Stadt, in der ich gelebt habe. Sie zeigen Zerstörung und Armut. Häuserzeilen, in denen unten zwar Läden sind, man aber durch die Fenster der oberen Stockwerke schon den Himmel sehen kann. Die Kirchenruinen. Die toten Speicher am Hafen.

Ich erinnere mich an die Wohnungen ohne Toilette, ohne Bad. Daran, dass meine Cousine Katja und ich uns davor gekelt haben, das Klo im Hausflur zu benutzen. Wie kalt es darin war und voller dicker Spinnen. Ich erinnere mich an den Ofen, an dem ich mir die Hand verbrannte, als ich mich beim Rollerfahren daran abgestützt habe. Und daran, dass ich nie bei einem meiner Freunde gedacht habe: Das ist aber eine schöne Wohnung!

Überall die gleichen Möbel, das gleiche Braun. Die Rillen in der Couchgarnitur »Usbekistan«. Die Bananen, die ich nicht mochte, weil wir sie gegessen haben, wenn sie noch grün waren. Ich dachte lange, sie wären schlecht, sobald sie ein paar braune Stellen hatten.

Die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, liegt an der Ostsee. Eine Hansestadt, deren Backsteingotik heute Teil des UNESCO-Weltkulturerbes ist. Dort ist von der Ruinenlandschaft, in der ich laufen lernte, heute kaum noch etwas zu erkennen.

Der Aufbau Ost ist mit einer solchen Akribie vorangetrieben worden, dass es schwerfällt zu glauben, zwischen all dem lägen nur dreißig oder vierzig Jahre. Zu den Jubelbildern gesellt sich ritualhaft der Diskurs über die Unterschiede zwischen den beiden Landesteilen. Genauso eifrig, wie man die Städte in Pastell getaucht hat, wird nun danach gesucht, warum der Osten anders tickt, anders wählt, rechter ist und gewalttätiger.

Meine Erinnerungen an die Wendezeit sind so bruchstückhaft, so flatternd, sie ergeben kein wirkliches Bild, kein eindeutiges Gefühl. Auf meiner Suche nach Antworten finde ich den Film *7/10/89 – Makulatur* von Kerstin Süske.

Die Redakteurin des Dokumentarfilmstudios der DEFA hatte am 6. und 7. Oktober 1989 zusammen mit Freunden von der Filmhochschule ohne Genehmigung in Berlin die Vorbereitungen für die Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR gefilmt: Sie bewegt sich mit ihrer Kamera durch die Stadt. Nimmt den Fackelzug der FDJ und auch die Gespräche in der Erlöserkirche auf, die sich um eine mögliche